

Nino Haratischwili

DAS

Roman

MANGELNDE

LICHT



ullstein 2

Nino Haratischwili

DAS
MANGELNDE
LICHT

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- Druckfarben auf pflanzlicher Basis
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Lizenzausgabe im Ullstein Taschenbuch

I. Auflage Januar 2024

© Frankfurter Verlagsanstalt GmbH, Frankfurt am Main 2022

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
der Frankfurter Verlagsanstalt

Umschlaggestaltung, Vor- und Nachsatz: © Julia B. Nowikowa

Terenti Graneli, aus: »Neujahrselegie«

Alexander Puschkin, aus: »Der geizige Ritter«

Juli Kim, aus: »Moskauer Küchen«

Lado Assatiani, aus: »In Georgien«

Victor Hugo, »Demain, dès l'aube«

Übersetzungen/Nachdichtungen von Nino Haratischwili

Satz: psb, Berlin

Gesetzt aus der Legacy Serif

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-548-06670-7

Für
Sandro (1977–2014)

und

Lela (1976–2015),
die Liebenden von Tbilissi,

und für

Tatuli, mit der ich die Freundschaft lernte

Eins:
Wir

Wie habe ich mich an den Tod gewöhnt
Es lässt mich staunen, dass ich noch lebe.

Wie habe ich mich an die Geister gewöhnt
Dass ich gar ihre Spuren im Schnee erkenne.

Wie habe ich mich an die Trauer gewöhnt
Dass ich meine Gedichte in Tränen ertränke.

Wie habe ich mich an die Finsternis gewöhnt
Das Licht würde mich quälen.

Wie habe ich mich an den Tod gewöhnt
Es lässt mich staunen, dass ich noch lebe.

Terenti Graneli

Tbilissi, 1987

Das Abendlicht verfang sich in ihren Haaren. Sie würde es schaffen, gleich würde sie auch dieses Hindernis überwinden, ihren Körper mit voller Wucht gegen das Gitter pressen, bis es ihrem Gewicht nur noch einen schwachen Widerstand leisten, leicht aufstöhnen und nachgeben würde. Ja, sie würde dieses Hindernis nicht nur für sich, sondern auch für uns drei durchbrechen, um ihren unzertrennlichen Gefährtinnen den Weg ins Abenteuer frei zu machen.

Für den Bruchteil eines Moments hielt ich den Atem an. Mit aufgerissenen Augen schauten wir auf unsere zwischen zwei Welten stehende Freundin: Dinas einer Fuß verharrte noch auf dem Gehsteig der Engelsstraße, der andere ragte bereits in den dunklen Innenhof des Botanischen Gartens; sie schwebte zwischen dem Erlaubten und dem Verbotenen, zwischen dem Kitzel des Unbekannten und der Monotonie des Vertrauten, zwischen dem Weg nach Hause und dem Wagnis. Sie, die Mutigste von uns vieren, öffnete uns eine geheime Welt, zu der sie allein uns Zugang verschaffen konnte, weil für sie Gitter und Zäune keine Bedeutung besaßen. Sie, deren Leben im letzten Jahr des bleiernen, kranken und nach Luft ringenden Jahrhunderts an einem Strick enden sollte, improvisiert aus dem Seil eines Turnrings.

In jener Nacht aber, viele ahnungslose Jahre vom Tod entfernt, war ich gebannt von einem allumfassenden Gefühl, das ich nicht genau einordnen konnte. Heute würde ich es vielleicht einen Rausch nennen, ein Geschenk, das einem das Leben so vollkommen unvorbereitet macht, dieser winzige Schlitz, der sich selten genug zwischen der ganzen hässlichen Alltäglichkeit, der ganzen Schwerstarbeit

des Lebens öffnet und der einen erahnen lässt, dass hinter all dem Allzugewöhnlichen doch so viel mehr steckt, wenn man es bloß zulässt und sich von Zwängen und vorbestimmten Mustern löst, um den entscheidenden Schritt zu tun. Denn ohne es recht zu begreifen, ahnte ich bereits damals, dass sich mir dieser Moment für immer ins Gedächtnis einprägen und sich mit der Zeit in ein Sinnbild des Glücklichseins verwandeln sollte. Ich spürte, dass dieser Moment magisch war, und das nicht, weil etwas im eigentlichen Sinne Besonderes geschah, sondern weil wir in unserem Zusammenhalt eine unzerstörbare Kraft bildeten, eine Gemeinschaft, die vor keiner Herausforderung mehr zurückschrecken würde.

Ich hielt den Atem an und beobachtete, wie Dina durch das Gitter in den Hof hineinbrach, mit diesem frohlockenden, triumphalen Gesichtsausdruck. Und auch ich wähnte mich für einen Moment als Herrscherin über jedes Glück und jede Freude, als Königin der Wagemutigen, denn ich war für einen Augenblick sie, Dina, meine tollkühne Freundin. Und nicht nur ich, auch die beiden anderen wurden zu ihr, teilten dieses Gefühl von Freiheit, das lauter Versprechen zu bergen schien, wartete hinter diesen rostigen Streben doch eine ganze Welt nur darauf, von uns erkundet und erobert zu werden, eine Welt, die sich uns zu Füßen legen wollte.

Wir näherten uns der alten Umzäunung des Botanischen Gartens, bestaunten das von Dina vollbrachte Wunder, während sie selbstzufrieden zu uns herübersah, als wollte sie Applaus und Anerkennung dafür, dass sie unseren Zweifeln zum Trotz recht behalten hatte, dass uns nämlich dieses von Rost zerfressene Gitterstück an der Engelsstraße den idealen Durchschlupf bot, um das große und langersehnte Abenteuer zu beginnen.

– Na, wird es endlich?, rief sie uns von der anderen Seite zu, und eine von uns, ich weiß nicht mehr, welche, legte den Zeigefinger auf die zusammengepressten Lippen und stieß ein sorgenvolles »Psst!« hervor.

Das Licht einer einsamen Laterne auf der Straßenseite gegenüber fiel auf Dinas Gesicht, sie hatte Spuren von Rost auf beiden Wangen. Ich machte den ersten Schritt, überwand mit dem Schwung meines rechten Beins die Angst und die Aufregung, unmöglich zu sagen, was überwog. Ich drückte mich fest an Dina, die mir das Gitter, so gut es ging, auseinanderhielt, blieb mit dem Haar an einer der sich kräuselnden und sinnlos abstehenden Drahtschlingen hängen, befreite mich schnell wieder und taumelte dann auf den Innenhof. Dafür erntete ich ein wohlwollendes Kopfnicken und ein verschmitztes Dina-Lächeln. Durch die bestandene Mutprobe angestachelt, rief ich den beiden Nachzüglerinnen zu, sie sollten sich beeilen. Jetzt war ich Teil von Dinas Welt, Teil der Welt der Abenteuer und Geheimnisse, jetzt durfte auch ich so selbstzufrieden aus der Wäsche gucken.

Ich meinte, Nenes Herzklopfen bis zum Eingang des Tunnels zu hören, der wie ein weit aufgerissenes, gähnendes Maul vor uns lag, als wollte er sagen: Ja, ihr glaubt wohl, all eure Ängste überwunden zu haben und schon weit gekommen zu sein, aber das wahrhaft Schauerliche liegt noch vor euch, noch gibt es mich in meiner ganzen dunklen Betonpracht voller Ratten, nicht zu vergessen die gefährlichen Strömungen und albtraumhaften Geräusche.

Ich wandte meinen Blick von dem schwarzen Betonloch ab und konzentrierte mich darauf, Nene und Ira in den Innenhof zu locken. Obwohl der einsetzende Regen mir nicht gerade Mut machte, verjagte ich meine Sorgen angesichts der noch langen Strecke bis zu unserem eigentlichen Ziel.

Ein Auto fuhr vorbei. Nene duckte sich instinktiv. Dina begann zu lachen.

– Sie denkt bestimmt, ihr Onkel sucht bereits nach ihr, und wenn er sie nicht gleich findet, hetzt er ihr seine Hyänen auf den Hals.

– Mach ihr doch nicht noch mehr Angst!, beschwor sie Ira, die Vernünftigste und Pragmatischste von uns vieren, Mitglied des Schachklubs im Pionierpalast und Gewinnerin des vorletzten transkaukasischen Was-Wann-Wo-Quizturniers der Schuljugendmannschaften.

– Komm, Nene, wir beide machen das jetzt!, sagte sie in ihrem gleichmäßig sanften und nachdrücklichen Ton und nahm Nenes zittrige, stets feuchte Hand. Dann bugsierte sie als Erstes Nenes geschmeidigen und weichen Körper durch das Gitter, das Dina und ich auseinanderhielten, und als sich Nene erfolgreich hindurchgezwängt hatte, tat Ira es ihr nach.

– Geschafft! Und war das so schlimm, ihr Angsthasen?, rief Dina triumphierend und ließ das Gitter los, das mit einem armseligen Klappergeräusch zurückschnappte und zitternd in seiner Ausgangsposition zum Stillstand kam.

– Wir kriegen eine Menge Ärger, das sage ich euch, erwiderte Ira, aber ihrer Stimme fehlte der Nachdruck, denn auch sie war von der Euphorie erfasst und verdrängte alle Sorgen und Gedanken an die Probleme, die wir uns mit unserem nächtlichen Abenteuer unweigerlich einhandeln würden. Dann sah sie nachdenklich zum Himmel, als suchte sie dort eine Karte für unsere bevorstehende Wanderung, und dabei fiel ein dicker Regentropfen auf ihre Brille.

An jenem Nachmittag war ich zu spät vom Mathematiknachhilfeunterricht zurückgekommen, auf den mein Vater bestand und den ich gezwungenermaßen bei einem

seiner Professorenfreunde nehmen musste (seine Freunde waren alle entweder Professoren oder Wissenschaftler), und Dina hatte bereits in unserer Küche auf mich gewartet. Unter dem Vorwand, gemeinsam Hausaufgaben zu machen, wollten wir unseren Fluchtplan noch einmal durchgehen. Ira und Nene würden später dazustoßen, Ira hatte Schachunterricht, und Nene musste irgendwelche »Sicherheitsvorkehrungen« treffen, um abends noch das Haus verlassen zu dürfen.

Jetzt kramte Dina eine überdimensionierte Taschenlampe aus ihrem zerrissenen Rucksack, die uns für einen Augenblick in Staunen versetzte.

– Kommt euch bekannt vor, was?, grinste sie. – Ja, das ist die von Beso, aber er merkt es bestimmt nicht einmal, wir bringen sie ihm gleich morgen zurück.

Beso war der Hausmeister unserer Schule, und ich wunderte mich, wie Dina es angestellt hatte, ihm die Taschenlampe zu klauen. Nene lachte laut auf, und als hätte das Lachen ihr Antrieb gegeben, rannte sie auf den dunklen Tunnel zu. Wir alle blickten ihr überrascht hinterher, denn sie war die Zögerlichste von uns allen. Der Grund für Nenes Vorsicht lag in ihrer Familiensituation, beherrscht von ihrem übermächtigen und omnipräsenten Tyrannen von Onkel, den man bei uns im Hof hinter vorgehaltener Hand nur »einen Mann aus der Parallelwelt« nannte. Nenes eigentlich leichtsinniges, nahezu naives und überschwänglich sonniges Gemüt stand in völligem Widerspruch zu der eisernen Hierarchie ihres Zuhauses, in dem die Männer regierten und die Frauen sich kampflös dem patriarchalen Gefüge zu ergeben hatten. Aber zum Glück war Nene eine Frohnatur, ihre Energie und Lebenskraft ließen sich durch keine Drohung und keine Strafe bändigen.

Ira putzte ihre Brille an der weißen Schürze ihrer Schuluniform ab, die nach der Kletterei durch das Gitter nicht mehr ganz so kränklich weiß war wie sonst. Iras Schürze wurde täglich von ihrer Mutter gewaschen, gestärkt, gebügelt und um die Tochter festgezurrert, als wäre sie ein Korsett, und während sich bei uns allen die Schleife hinten im Laufe des Schultags lockerte und der Stoff verrutschte, blieb sie bei Ira stets musterhaft am richtigen Platz, als gälte es, allzeit bereit zu sein für das Auftauchen eines Fotografen, der ein Vorzeigekind für die Titelseite der »Komsomolskaja Prawda« suchte.

Dann begann auch Ira zu rennen, um Nene einzuholen. Soweit ich mich erinnern kann, war Nene der einzige Mensch in Iras Leben, für den sie ihre Disziplin, ihren Pragmatismus und ihre Nüchternheit binnen von Sekunden über Bord werfen konnte. Dass Ira bei unserem spät-abendlichen und noch dazu absolut vernunftlosen Ausflug in den Botanischen Garten überhaupt mitmachte, war auch Nenes spontaner Einwilligung zu verdanken. Niemals hätten wir gedacht, dass Nene die Angst vor ihrer Familie und ihre Zögerlichkeit so leicht überwinden und zustimmen würde, als wir ihr den Vorschlag unterbreiteten. Als sie in der großen Pause auf dem Schulhof im Lärm der vorbeirasenden Kinder erklärte, dass sie »selbstverständlich mit von der Partie« sei, sahen wir uns ungläubig an, worauf sie für die nächste Viertelstunde die beleidigte Prinzessin spielte – eine ihrer liebsten Rollen. Jeder Versuch von Ira, ihre Freundin von der »dummen Idee« abzubringen, scheiterte, und so blieb Ira nichts anderes übrig, als zähneknirschend ebenfalls einzuwilligen.

Aus einem für uns nicht nachvollziehbaren Grund hatte Nene von Anfang an eine Art Beschützerinstinkt in der etwas altklugen Ira wachgerufen. Immer hielt sie ihre

starke, disziplinierte, schützende Hand über Nenes verführbaren, impulsiven und von wirren Emotionen gesteuerten Kopf, als wartete sie jede Minute darauf, dass Nene etwas Unvorsichtiges tut, um in diesem Augenblick für sie da zu sein – gewappnet für jeden Kampf. Und nun rannte sie ihr hinterher, um ihr beizustehen, sobald sie in die lähmende Dunkelheit des Tunnels eintauchen würde. Der Regen fiel jetzt stärker. Ich warf mir den Rucksack über die Schulter und rannte ebenfalls los. Dina folgte mir, und ich weiß nicht, was uns dazu brachte, dass wir beide gleichzeitig auflachen mussten. Vielleicht war es das Wissen, dass wir dem Glück auf die Schliche gekommen waren. Und dieses Glück schmeckte nach unreifen Zwetschgen und nach staubigem Sommerregen, nach Aufregung und Ungewissheit und vielen mit Puderzucker bestäubten Vorahnungen.

Brüssel, 2019

Zaghafte betrete ich den herrschaftlichen, mit wertvollem Fischgrätparkett ausgelegten menschenleeren Saal, im Rücken das Frühlingslicht des späten Nachmittags. In dem Moment gehen brummend die Scheinwerfer an. Das Licht stimmt, beschließe ich auf der Stelle, ich bin erleichtert. Ihre Bilder brauchen dieses bestimmte Licht, dieses geheimnisvolle, nahezu schüchterne Licht, das ihr Können hervorhebt, das entschiedene Schwarzweiß der Fotografien betont, die Klarheit und Stringenz, die nichts Grelles benötigen, auch aus dem Halbschatten zu dem Betrachter sprechen und aus der Düsterei heraus leuchten können. Ich atme tief ein. Ich bin beeindruckt von den beiden ineinander übergehenden, hallengroßen

Räumen, ja, es ist wahrlich eine Retrospektive. Eine Vielzahl ihrer Fotografien – darunter die berühmten und ikonischen, aber auch die weniger bekannten oder bislang unter Verschluss gehaltenen – sind hier versammelt, in dieser fremden, neugierigen Stadt voller Jugendstilhäuser und überfüllter Cafés und Bars, einer Stadt, die sich trotz ihrer Metropolenrolle weigert, diesen Part zu spielen, und sich stattdessen etwas Gemütliches, fast Kleinstädtisches bewahrt hat.

Ich habe vor Jahren viele leichtsinnige und unbeschwerte Stunden hier verbracht. Ich war sogar schon einmal in diesem Gebäude, in diesem angesehenen und angesagten Palast der schönen Künste, Norin hatte mich damals mitgenommen, ich erinnere mich, es war irgendein schräger asiatischer Film, den wir uns gemeinsam angesehen und dabei ständig gekichert hatten, um uns anschließend mit schäumendem belgischem Bier zu betrinken. Meine Erinnerungen an diese Stadt reichen heute noch, um mich von innen heraus zu wärmen, eine kleine Sonne, die ich bei Bedarf jederzeit zum Leuchten bringen kann. Norin und ich haben damals im Keller des Königlichen Museums gearbeitet und waren so stolz, unser Können an diesem vornehmen Ort unter Beweis stellen zu dürfen – man hatte uns Anfängern Ensors Maskenbilder anvertraut, und wir konnten unser Glück kaum fassen. Nach getaner Arbeit verloren wir uns im nächtlichen Treiben dieser umarmenden Stadt, erzählten uns Geschichten und kamen uns schließlich näher. Wie lange ist es her, frage ich mich und bewege mich andächtig durch die noch menschenleeren Räume voller mir so vertrauter Bilder, die an diesem Ort doch so fremd, so anders wirken, dass ich fast eine merkwürdige Eifersucht empfinde, als würde dieser Ort mir meine schmerzlich intime Beziehung zu diesen Fotografien streitig machen, denn in etwas mehr als

einer Stunde werden sich die beiden Säle mit einer Schar exklusiver Gäste füllen, eine lange Besucherschlange wird sich bilden, die Auserwählten, die zur Eröffnung geladen sind, werden sich begrüßen und sich aufgeregt in den verschiedensten Sprachen unterhalten, werden georgischen Wein verkosten und Eröffnungsreden über sich ergehen lassen. Und ich werde die zwei Menschen wiedersehen, die mich – neben der toten Fotografin, derentwegen wir uns hier versammeln – am meisten geprägt, zerstört, meine Tage in Glück und Unglück getaucht haben. Zwei Frauen, inzwischen in der Mitte ihres Lebens, die ich seit Jahren nicht mehr gesehen habe und die mich doch stets wie Schatten verfolgen, egal, wohin ich gehe.

Ich streife weiter an den Bildern entlang, versuche, keinen wirklichen Blickkontakt mit den Fotos aufzunehmen, um die Gesichter aus meiner Vergangenheit nur flüchtig zu streifen, ihnen zu entweichen, noch hätte ich die Möglichkeit, dem allen zu entgehen, zu fliehen, ja, vielleicht sollte ich tatsächlich auf der Stelle kehrtmachen, vielleicht war es ein Fehler, hierhergekommen zu sein, ein Akt, der mir eindeutig zu viel abverlangt, etwas, das meine Kräfte übersteigt. Das wird doch jeder verstehen, ich kann es Anano erklären, die uns alle hier zusammengerufen hat, die keine Widerrede dulden wollte, mich dazu gebracht hat, in den Flieger nach Brüssel zu steigen, und mir einen VIP-Ausweis organisiert hat, mit dem ich diesen Saal eine Stunde vor der Eröffnung als *special guest* betreten habe. Die mich am Telefon beschwor: »Du musst kommen. Ihr müsst alle drei kommen, ich akzeptiere keine Ausrede.« Vielleicht kann ich die Vernissage noch verlassen, das Ganze zurückspulen, denn ich weiß nicht, ob ich alles, was an diesem Abend auf mich zurollt wie eine Lawine, unbeschadet durchstehe. Ich habe so lange um meine

Sicherheit gerungen, habe mir mit fast militärischer Disziplin das Gewesene ausgetrieben und gehe nun hier durch diesen Saal, in dem meine Schritte laut nachhallen, durchquere diese überdimensionierten, glanzvollen Räume und versuche mein Bestes, die Erinnerungen, die mich wie hungrige Affen von jeder Seite anspringen, abzuwehren.

Aber bin ich nicht an diesen Ort gekommen, um ihr Vermächtnis zu feiern? Was bedeutet: Ich muss mich ausliefern. Das weiß nicht nur ich, das wissen auch die beiden anderen, und deswegen kommen wir, trotz aller Ressentiments und aller Zweifel, und lassen außer Acht, was hinter uns liegt. Wir sind es ihr und uns schuldig, müssen unser Wiedersehen aushalten – und all die, die einmal bei uns waren. Die uns von den Wänden anstarren und ihren Tribut fordern. Kommen wir deswegen auch allein? Ohne es zu wissen, gehe ich davon aus, dass wir alle drei ohne Begleitung nach Brüssel gereist sind – ohne unsere Partner, ohne Kinder, ohne Freunde, die uns unser Wiedersehen erleichtern könnten.

Aber noch bin nur ich hier, noch habe ich die Möglichkeit zur Flucht. Na, und wenn schon, sollen sich alle über meine Feigheit das Maul zerreißen, was spielt das für eine Rolle, wenn es meine einzige Rettung ist? Aber dann bleibt mein Blick an diesem kleinformatigen Bild in einem schlichten Rahmen unter einer faszinierend dünnen Leuchtröhre haften. Warum hängt diese Fotografie so einsam an einer großen Wand, als wäre sie verwaist? Die anderen Bilder sind, soweit ich es sehen kann, alle in Serien gehängt, aber dies hier bildet eine Ausnahme, und je näher ich an es herantrete, umso deutlicher wird mir seine zentrale Funktion: Es ist die einzige Fotografie, die die Künstlerin zeigt, aber nicht von ihr selbst stammt. Die anderen Fotografien, auf denen man

sie abgebildet sieht, sind ausnahmslos Selbstporträts, künstlerisch anspruchsvolle, herausfordernde, bis zur Unerträglichkeit entblößende Aufnahmen, die in einer Art Selbstausschüttung ihr Innerstes nach außen kehren, von denen, da bin ich mir sicher, es hier einige geben wird. Aber bei diesem vergleichsweise kleinen Foto handelt es sich um kein Kunstwerk, es ist nicht einmal unter amateurhaften Aspekten besonders gelungen, aber es hat etwas, das mir einen Schauer über den Rücken jagt und mich einen Augenblick lang dazu bringt, den Atem anzuhalten.

Die Fotografie zeigt uns alle vier, sie zeigt die Version von uns, der wir entstammen, so etwas wie den Ursprung, das Ei, aus dem wir gemeinsam geschlüpft sind. Wir stehen an der Schwelle des Lebens, am Anfang unserer Freundschaft, die uns alles abverlangen wird, aber wir wissen noch nichts davon, wir kennen das Blatt nicht, das uns das Leben zugeteilt hat, noch hat die Partie nicht begonnen, noch dürfen wir frei sein, noch dürfen wir alles wollen und alles wünschen.

Die Fotografie, die als eine Art Prolog zu dieser Ausstellung fungieren soll, trägt keinen ihrer sonst so einprägsamen Titel, sie ist nur, sehr schlicht, mit dem Ort der Aufnahme und der Jahreszahl versehen: »Tbilissi, 1987«. Ich bleibe wie gebannt stehen, ich kann mich nicht bewegen, und Bilder fangen an, meinen Kopf zu fluten, ich habe keine andere Wahl, ich werde mich fortreißen lassen, es hat keinen Sinn, gegen etwas anzukämpfen, das einer Naturgewalt gleichkommt. Ich bin machtlos, ich bin plötzlich wieder Kind, ich bin wieder die, die mich von diesem Foto anblickt.

Je länger ich mir diesen kleinen schwarzweißen Abzug ansehe, ganz allein für sich in diesem majestätischen Saal, desto sicherer bin ich mir, dass es sich um genau

diesen Tag handelt, den Tag unseres Einbruchs in den Botanischen Garten, um diesen besonderen Moment, in dem ich das Glück zum ersten Mal in meinem Leben auf meinen Handinnenflächen und in meinen Kniekehlen, in meinem Bauchnabel und auf meinen Wimpern gespürt habe. Ich wundere mich nur, warum ausgerechnet dieses Foto als symbolischer Auftakt ausgesucht wurde. Anano ist als Schwester der Künstlerin ihre Nachlassverwalterin und zugleich auch die Beraterin dieser Ausstellung, so hat sie es mir vor einem Monat stolz am Telefon erzählt. Sie muss diese Entscheidung getroffen haben. Hat sie von der Besonderheit dieses Tags gewusst? Hat ihre Schwester ihr davon erzählt?

Genauso merkwürdig erscheint mir die Tatsache, dass dieses Foto, wie ich mich jetzt erinnere, in unserer Wohnung aufgenommen worden ist, und zwar von meinem Vater, der eigentlich nie Fotos von uns gemacht hat, der mich und meinen Bruder höchstens mal zu obligatorischen Fotoatelierbesuchen mitnahm. Aber aus irgendeinem Grund hat er uns an diesem Tag alle zusammen in unserer Küche angetroffen und zur Kamera gegriffen. Keineswegs zu der verhassten Leica meiner Mutter, die lag zu dieser Zeit noch in ihrem dunklen Versteck in seinem Zimmer, es könnte vielleicht die alte Lubitel oder die Smena* meiner Großmütter gewesen sein, in der zufällig ein Film eingelegt war.

Das Bild zeigt uns vier Mädchen an jenem Nachmittag, wie wir nach der Schule unser Abenteuer planen und über den Tisch gebeugt in ein Gespräch vertieft sind, hoch konzentriert, manche von uns ein wenig ängstlich, Dina dagegen euphorisch, bereit zum großen Auf-

* Begriffserklärungen siehe im Glossar ab Seite 829.